

# **Landesbibliothek Oldenburg**

## **Digitalisierung von Drucken**

[urn:nbn:de:gbv:45:1-68098](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-68098)

# Der Beobachter.

## Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Dienstag, den 3. August 1847.

N<sup>o</sup> 62.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in 1/2 Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

### Memento.

Ein schönes Fest! Bis in die Nacht  
Sing's durcheinander da;  
Da ward getanzt, geachtet, gelacht,  
Und — was noch sonst geschah.

Denn, wo so Viel beisammen sind,  
Geht schon so Manches an;  
Mir hat's sogar ein süßes Kind  
Dort heimlich angethan.

Sobald mein Auge sie geseh'n,  
War ihr mein Herz geneigt;  
Bald konnten wir uns schon versteh'n, —  
Ach, lieben ist so leicht!

Noch denk' ich ihrer, früh und spät,  
Webei mich jedesmal  
So ein gemischt Gefühl durchgeht:  
Halb Wonne und halb Qual.

B. D.

### Der Geiger.

(Aus dem Leben.)

Bologna war im Jahre 1830 der Schauplatz der wichtigsten Begebenheiten gewesen in den wenigen Tagen italischen Lebens; auf ihm lag auch am schwersten die tiefe Grabesruhe, die ihm gefolgt war. Noch hatte nichts die dumpfe Stille unterbrochen, nichts das leichte Naturell des lebensfrohen Italiens wieder verkündet; da kündigte die Academia silarmonica, ein Verein von Kunstfreunden und Dilettanten aus den ersten Ständen, ein großes Concert an. Erregte diese Ankündigung, als das erste Zeichen der wieder erwachenden Freude und Lust an Kunstgenüssen, schon ungewöhnliche Aufmerksamkeit, so wurde dieselbe verdoppelt durch die

Namen Maria Malibran und August Veriot, die den heutigen Abend durch ihre in ganz Europa berühmte Kunstfertigkeit verherrlichen sollten. Der Concertzettel versammelte förmliche Volksgruppen auf den Straßen, und Alles beeilte sich, Billets zu dem festlichen Abende zu erlangen.

Am florentinischen Thore war seit dem frühen Morgen eine ansehnliche Volksmenge versammelt; in der Nähe derselben harrete das Direktorium der Akademie auf die Ankunft der Gefeierten, um sie zu empfangen und zu begrüßen. Mittag war vorüber und noch immer zeigte sich keine Spur der Erschnten. Der Magen, des Menschen unerbittlichster Tyrann, quälte auch die wartenden Direktoren, und der Hunger vernichtete die festliche Stimmung, die der Empfang bedingte. Einem Diener den Auftrag zur sorgfältigsten Beobachtung des Weges gebend, der sich weit übersehen läßt, entfernten sie sich, dem so rein menschlichen Bedürfnis Genüge zu leisten. Inzwischen schwoll die Volksmenge an, und der natürliche Witz übte sich mannigfach an den Ausbleibenden und brachte sie in Beziehung mit den traurigen politischen Verhältnissen des Landes.

Da schritt ein junger Mann zum Thore herein, sinnend und gedankenvoll und gewiß mit andern Dingen beschäftigt, als die hier versammelte Menge. Er zählte ungefähr einundzwanzig Jahre; seine Gestalt war hoch und schlank, ja fast übermäßig mager, sein offenes, keineswegs italienisches Antlitz trug die Spuren eines tiefen Kummers oder großen Elends, hatte dabei aber den Ausdruck sorgloser Gutmüthigkeit; gegen die klassen, eingefallenen Wangen und den wehmüthigen Zug um den Mund des Jünglings stach das Feuer seines großen, sanften, aber äußerst lebhaften Auges feltjam ab; das dunkelblonde Haar hing etwas verworren über die Stirn herab und gab dem milden Gesichte eine leise Beimischung der Verwilderung; sein Gang





war unsicher und schlotternd, sein schwarzer Anzug sehr abgetragen, die ganze Erscheinung aber hatte etwas Ehrfurchtgebietendes, Theilnahmeerweckendes, und übte eine fast magische Gewalt aus; man hätte ihn für einen überschwenglichen Lyriker in seiner Entwickelungsphase halten können. Durch die Menge in seinem schwankenden Schritte gehemmt, erwachte der Jüngling aus seinen Träumen; sein Blick fiel zufällig auf den angeklebten Concertzettel und blieb darauf festgebannt. Seine Hand fuhr mechanisch in die Tasche, in der der Mann den Zauberschlüssel zu tragen pflegt, ohne den er den Eingang in den Tempel der Kunst nur selten geöffnet findet. Die Tasche muß leer gewesen sein, denn obgleich sich keine Muskel des blassen Gesichtes verzog, rollten doch große Thränen aus den Augen herab über die abgehärmten Wangen, und eine tiefe Traurigkeit sprach aus dem plötzlich erlöschenden Blicke. Rings umher hingen Aller Blicke an der befremdenden Erscheinung, nur das leiseste Flüstern wagte sich hervor, und ein Gefühl wie Andacht schien die Menge zu fesseln.

Mitten in dieser Stille ertönte jetzt das Geräusch eines Wagens, dessen Annäherung Niemand bemerkt hatte. „Zugefahren! Fort!“ rief eine sonore Männerstimme aus dem Wagen. „Woher der Aufenthalt?“ fragte eine süßklingende Frauenstimme. „Platz da! Platz da!“ schrie der Vetturin, während die Pferde bereits die Masse drängten und Einige sogar zu Boden fielen. Jetzt änderte sich plötzlich die Scene, das südliche Blut begann zu siedeln, die drohende Gefahr verursachte das wildeste Gedränge; man schalt, man schrie, piffte, tobte und drohte die Pferde abzuspannen, oder durch eine plötzliche Wendung den Wagen umzustürzen. Aus dem Wagen erscholl ein Fluch und Hülfeschrei, der Vetturin verteidigte sich gegen die Andringenden, und die Haltung der Menge wurde immer drohender; endlich brach sich der Wagen mühsam und mit Gewalt Bahn, und gefolgt von den Verwünschungen der Menge rollte er die Straße hinab. Der bleiche Jüngling aber war verschwunden. —

Das weite, aber sehr unfreundliche Teatro grande, das bedeutendste und nobelste von den fünf meist edlen Theatern Bologna's, war festlich geschmückt, die Plätze für alle Räume des Hauses waren genommen, die sämtlichen Mitglieder der Akademie waren versammelt und erwarteten die gefeierten Gäste, die vielleicht noch einer kurzen Probe bedürften; man zählte ängstlich die Minuten, denn die Stunde, wo das Haus dem Publikum geöffnet werden mußte, rückte immer näher heran, und alle sonstigen Vorbereitungen waren beendet, da stürzten die abgesandten Direktoren athemlos und schreckenbleich

auf die Bühne. Aus kurzen abgebrochenen Reden erhellte bald das Unglück: durch eine unselige, wenn auch nur kurze Entfernung hatten sie die Ankunft der erwarteten Kunstgäste und die Empfangsfeierlichkeiten veräumt, einige unerklärliche Fatalitäten am Thore hatten den bittersten Eindruck auf die Ankommenden gemacht; statt in der für sie bereit gehaltenen Wohnung waren sie in einem Gasthose abgestiegen, der Virtuose Veriot war beleidigt, Maria Malibran mußte unpäßlich sein; kurz, trotz aller Bitten und Vorstellungen versagten Beide auf's Entschiedenste ihre Mitwirkung für den heutigen Tag.

Was nun? Eine Anfrage bei der Behörde: ob man das Concert zu einem der nächsten Tage verschieben dürfe, wurde verneinend beantwortet. Und nicht allein machte man dem Vereine die Ausführung des angekündigten Concerts zur Pflicht, man verlangte auch gebieterisch, daß die ausfallenden Gesangs- und Musikstücke durch andere durchaus ähnliche ersetzt würden. — Man kannte die tiefwurzelnde Unzufriedenheit des Volkes so genau, und fürchtete sie so sehr, daß man auch die kleinste Veranlassung vermied, sie herauszufordern. Deshalb machte man die Direktoren der Akademie persönlich verantwortlich für die pünktliche Ausführung dessen, was verheißen war.

(Fortsetzung folgt.)

#### Eine wahre Geschichte aus der französischen Zeit.

(Harm Wilhelm, ein Ostfrieser kommt Morgens etwa 9 Uhr zum Maire, welcher auch zugleich Gastwirth ist.)

Harm Wilhelm. Sun Mörren!

Maire. Sun Morgen Harm Wilhelm, gah't'n bäten sitten.

H. W. Sall't 'n lütl Soopje hebben?

M. Ja woll, Harm Wilhelm. (Er reicht ihm einen Schnapps.)

H. W. (nachdem er getrunken, nimmt er ehrerbietig die Mütze ab). Herr Maire, se hebt mi släten Nacht hatt, un nu woll ik woll klagen gahn.

M. So? wat is dat denn, Harm Wilhelm?

H. W. O, id sün släten Nacht dar bie Dalkers Friederik wäsen — un heb mit Diederik Heinemeier und de, Rahrt spöhlst — un nu hebben se mi wat aspöhlst, un ik heb hörd, na de neen frantzösklen Gesegen kun man dat wedder kriegen.

M. So, ja deun willst wi dat Gesetz eben naslagen. (Er nimmt das Gesetzbuch.) Wo veel hebt ji denn woll verlahren?



H. W. D, so'n Nicksdahler säwen, acht.

M. Hebt se jo da herbie snackt, un so to anreizt?

H. W. D, — nä, dat kann'k just nich seggen, — ick sün woll van sülvst mit bieschickt.

M. So, hebt se jo denn bedragen?

H. W. Nä, kann'k ok jüst nich seggen, — ick kreg' sien gode Kohren.

M. (blättert im Gesetzbuche). Ja, Harm Wilhelm, denn möt ji na Paragraf säwentein 4 Franken Buße betahlen, un een Nacht ünner 'n Thorn.

H. W. (verlegen). So, — lut dat Gesetz so! — (Er sieht sich ängstlich um.) Na, denn hör ick't woll! — Hier is ok een Groten vör'n lüt Soopje. — Na, gum Mödren!

3....

2.

### Zahltag für Arbeiter.

Unter dieser Ueberschrift verwundern sich die „Neuen Blätter“ in ihrer Nummer 60. mal wieder, daß „unsere Fabrikherren oder überhaupt die Arbeitgeber sich noch immer nicht entschließen können, den wöchentlichen Zahlungstag von dem Sonnabend auf den Montag zu verlegen!“ — Als Grund zu dieser Maßregel — denn als eine solche wäre diese Verlegung zu betrachten — wird dort angegeben, daß, „wenn der Wochenlohn am Tage vor dem Sonntage ausgezahlt werde, dem Arbeiter eine ungeheure Versuchung (hörl!) in die Hände gelegt werde, von Gottes- und Rechtswegen nur einzig auf seinen Genuß und Erholung bedacht sein zu dürfen.“ — Hört noch einmal, denn es steht wirklich deutlich gedruckt da: „einzig auf Genuß und Erholung!“ — O ich bitte euch, ihr lieben, guten Neuen Blätter, um eurer Grandezza willen, sprecht doch künftig nicht wieder so fades, albernes Zeug! — Wo in aller Welt stecken denn alle diese vergnügungssüchtigen Arbeiter? — Wo sind denn die zu finden, die mit ihren paar Groten nur auf Genuß und Erholung bedacht wären? — Beim heiligen St. Sir! glaubt ihr denn, daß wenn mal ein, zwei, auch drei lustige Brüder — gewöhnlich dann unverheiratete — sich Sonntags eine Güte thun, wie sie sagen — am Ende gar aus Verzweiflung — daß man dann hieraus gleich auf den ganzen Haufen schließen müsse und könne? Sind denn unsere Arbeiter wirklich so moralisch herunter gesunken, daß man sie nur durch eine Gewaltmaßregel von dem schlechten Lebenswandel abhalten und zur Ordnung zurückbringen muß? — Oder spukt diese Idee bloß in den „Neuen Blättern“, oder in den Köpfen einzelner Phantasten oder Mäßigkeitsenthustasten? —

Ist es nicht schon drückend genug, wenn der Arbeiter durch seinen spärlichen Lohn am Sonnabend jedesmal daran erinnert wird, daß er immer und immer nur von der Laune und der Willkühr seines Brodherrn abhängig ist? Soll etwa das Gefühl über diese Laune und Willkühr, einiger Wenigen wegen, dem ordentlichen Arbeiter — und das sind Gott Lob noch die meisten — durch eine Gewaltmaßregel, wie es die vorgeschlagene ist, noch drückender und empfindlicher gemacht werden? — Das wäre in der That eine Schande! — Meines Erachtens können solche zwecklose Vorschläge nur von müßigen oder exaltirten Köpfen ausgehen, die weder den Arbeiter noch seine Lebensweise kennen, die, wenn ich mich gelehrt ausdrücken soll, von dem Standpunkte — denn es steht jetzt Alles auf Standpunkten — der Theorie ausgehen, die Praxis aber niemals kennen gelernt haben. — Manchem der ordentlichen Arbeiter ist es vielleicht einerlei, wann er sein bischen Wochenlohn bekommt — ob Sonnabends oder Montags, aber das sind nur wenige; den meisten ist es nicht einerlei, und Alle würden sich bitter gekränkt fühlen, wenn sie ohne Ursache von der zwar alten aber bis jetzt noch immer guten Gewohnheit mit Gewalt sollten abgebracht und einer neuen angepaßt werden, die ihnen nicht den geringsten Nutzen bringen, wohl aber den unerträglichen Gedanken erzeugen kann, daß man mit ihnen mache was man wolle, und daß sie mit Allem, was man über sie verhängt, zufrieden sein müßten! —

Glaubt's nicht, ihr Mäßigkeitshelden! daß der Arbeiter so wenig Ehrgefühl hat, um eine solche Gewaltmaßregel nicht tief zu empfinden, — glaubt nicht, daß der Arbeiter (es sind übrigens nicht alle Arbeiter nur bloß Arbeiter, nach den Ansichten Einzelner sollen sie allerdings nur Arbeiter sein, denken und fühlen brauchen sie nicht) bloß dazu vorhanden ist, sich wie einen Spielball herumschleppen zu lassen. — Geseht auch, dieser oder jener Arbeitgeber finge an, seine Leute anstatt wie bisher Sonnabends — nun Montags auszusahlen, so würden die an Ordnung gewöhnten Leute vielleicht fragen, warum dieß geschehe und sich im Stillen über eine solche unnöthige Neuerung beklagen, weil es natürlich eine große Störung in ihrem Haushalte verursacht. Bei dem unmordentlichen Arbeiter aber wird es einerlei sein, ob er am Sonnabend oder am Montag oder an welchem Tage sonst seinen Wochenlohn erhält, er wird ihn, wenn er sonst Haug dazu hat, an jedem Tage an den Mann bringen können, mag es Sonntag oder Wochentag sein. — Exemplasunt odiosa! — Hat er am Sonntag kein Geld — nun



so borgt er oder läßt anschreiben — Rath schafft er, darauf könnt ihr euch verlassen. Eben so gut wie am Gesetz gedentelt und gedreht wird, eben so gut findet ein Verschwender, und wenn er auch noch so gut beaufsichtigt wird, Gelegenheit, seiner Neigung zu folgen. —

Uebrigens darf man von der Humanität derjenigen unserer Arbeitgeber, welche sich von dem Geschrei oder Geträchze jener Mäßigkeitshelden noch nicht ergriffen oder gerührt fühlten und die Nothwendigkeit einsahen, eine andere Ordnung der Dinge herzustellen, sicherlich erwarten, daß sie einzelner leichtsinnigen Subjecte wegen, die es unter allen Classen der Menschen giebt, und die doch, wie gesagt, auch durch eine Gewaltmaßregel nicht zu bessern sind, ihre guten und ordentlichen Arbeiter nicht unnöthiger Weise kränken und gegen sich erbittern werden. — Der Montag ist in der That am allerwenigsten zum Zahltag geeignet; ich würde z. B. eher den Freitag vorschlagen, wie es hie und da gebräuchlich ist, damit der Arbeiter, der ohnehin seines spärlichen Verdienstes wegen vielleicht in der ganzen Woche nichts Gescheidtes auf den Tisch bekömmt, am Sonnabend Gelegenheit hat, sich noch ein Stückchen Fleisch für den Sonntag anzuschaffen, das er sehr oft entbehren muß, wenn ihm sein Geld am Sonnabend, geschweige denn erst am Montage ausgezahlt wird. Die Herren von der vollen Tafel, welche da lärmten und spektakeln ob der Unmäßigkeit der Arbeiter, wissen von dem eigentlichen Leben der Arbeiter nichts; sie sitzen Sonntags bei ihrem Braten und Wein \*) und lassen Gott einen guten Mann sein, denken aber am allerwenigsten dabei an den Arbeiter — was würde auch das Denken helfen — der in vielen Fällen kaum so viel hat, seine paar Kartoffeln schmackhaft und sonntäglich zuzubereiten; vielleicht falten sie auch mal die Hände und bedauern die armen Leute, wie es namentlich im vergangenen Winter manchmal geschehen sein soll. Das ist denn auch Alles! —

Die Lage der Arbeiter ist im Allgemeinen so gedrückt, daß wenn man davon anfangen wollte zu erzählen, kein Ende darin zu finden wäre; man könnte dabei den Herren von der vollen Tafel so manches in die Ohren raunen, wovon sie sonst keine Ahnung — keinen Begriff haben. Das wäre aber leider wohl nur tauben Ohren gepredigt. Vielleicht komme ich noch mal später auf diesen Gegenstand zurück. Wenn ihr aber, die ihr nur todte Buchstaben auf's Papier malt, nicht

\*) O nicht des Sonntags nur allein. Der Beob.

aber mit eurem Herzblute schreibt, glaubt, daß das gedrückte Leben der ärmeren Classen durch Artikel wie: „Der Staat gegenüber den ärmeren Volksklassen“ genügend ans Licht gezogen werde, so befindet ihr euch in einem sehr großen Irrthume — das Glend liegt tiefer, als daß solche oberflächliche Redensarten jemals etwas fruchten könnten.

Ein Philanthrop.

### Anfrage.

In den Neuen Blättern Nr. 58 sagt Herr W. F. K. am Schlusse des Aufsatzes über Reform des Oldenburgischen Postwesens im Allgemeinen: „Jeder Angestellte habe das Recht, vom Staate zu verlangen, daß ihm eine seinem Stande und seinen Leistungen entsprechende Besoldung gesichert werde.“ — Welches Recht haben denn die Gewerbetreibenden und sonstige Unterthanen gegen den Staat, wenn sie bei allem Fleiße und aller Thätigkeit nicht ihre Existenz haben können; namentlich wenn ihnen ihr Erwerb durch den Anschluß an den Steuer-Verein und dadurch herbeigeführte übermäßige Concurrenz und andere Unzuträglichkeiten zum alleinigen Vortheil der Staatscasse geschmälert worden ist? — r.

### Programm

zum Concert des Kaiserl. Russisch. Kammermusikus F. Engel, welches morgen (Mittwoch, den 4. August) im großen Casino-Saale stattfinden wird.

Duvertüre zur Oper „Der Freischütz“ von C. M. v. Weber. Concert für die Violine von David. — Der Concertgeber. Concert für die Clarinette v. Spohr. — Herr Kapellmusikus Köhn. Fantasie für die Violine von Allard. — Der Concertgeber.

Duvertüre zur Oper „Die Stumme von Portici“ von Auber. Fantaisie Caprice für die Violine von Viourtemps. — Der Concertgeber.

Adagio für die Posaune. — Herr Kapellmusikus Herrmann. Introduction und Variationen für die Violine von Artot. — Der Concertgeber.

Billets zum Concert à Person 36 gr. Ort. sind in der Musikalienhandlung des Hrn. August Müller, und Abends an der Cassé zu haben.

### Räthsel.

(Er an Sie.)

Was nie Dein Auge sah,  
Es ist Dir ewig nah;  
Ich glaubt', es wäre mein,  
Am Ende ist es Dein;  
Dein war es lange schon,  
Doch weißt Du nichts davon.

B. L.



# Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Freitag, den 6. August 1847.

№ 63.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in  $\frac{1}{2}$  Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

## Der Geiger.

(Fortsetzung.)

Nach langem verzweifeltm Hin- und Hersinnen dämmerte ein Stern der Hoffnung: Rossini's Gattin, die einst hochgeehrte Sängerin Colbran, weilte in Bologna, ihrer Vaterstadt. An sie wandten sich die Direktoren, und fanden sie bereitwillig, dieselben Arien zu singen, die für Maria Malibran angekündigt waren. So war ein Stein des Anstoßes beseitigt.

„Aber woher einen Violinisten nehmen?“ seufzte Einer der Direktoren. — „Einen Violinisten?“ fragte Signora Rossini, „vielleicht kann ich auch mit einem solchen aushelfen. In meiner Nachbarschaft wohnt ein junger Mann, der seinem Instrumente nie gehörte tief-ergreifende Töne entlockt. Wenn er den Muth hat, öffentlich aufzutreten, bürge ich für den Erfolg. Machen wir wenigstens den Versuch!“

Eine Dachkammer ist selten die Wohnung des Reichthums; es müßte sich denn der Geiz darin verkriechen, unter allen Armen der Aermste, weil er außer der Entbehrung auch noch mit ewigen Sorgen gequält ist. Aber die Wohnung des Geizigen zeigt eine Menge geschlossener Kisten und Kasten, in denen Harpagon seinen Mammon hütet, unbrauchbare Geräthe und Kleider liegen und stehen umher und sind dem Verderben Preis gegeben, und bei aller Karglichkeit giebt sich eine Uebersättigung von nutzlosen Dingen kund. Von dem Allen sah man nichts in dem Kämmerchen des alten und unscheinbaren Hauies, das der prächtigen Wohnung der Signora Rossini gegenüber lag. Ein Tisch, der auf seinen drei Füßen nur dann stehen konnte, wenn er an die Wand gelehnt wurde; ein Stuhl, dessen Lehne wankte, wie vor wenigen Wochen noch ein halbes Duzend italienischer Regierungen; ein Ruhebett der allerdürftigsten Art, ein zerbrochenes Waschbecken und

ein Wasserkrug von gleicher Qualität — das war Schmuck und Bedürfnis in dieser Kammer. Auch schien keine ordnende und reinigende Hand hier zu walten, das Ruhebett zeigte noch die Spuren des vornächtigen Gebrauchs, Staub bedeckte Boden und Möbeln, und der Inhalt des Wasserkrugs war an diesem Tage nicht erneuert worden. — Einen Kontrast mit dieser ganzen Einrichtung bildete der einzige Luxusgegenstand dieser Wohnung, den man mit Bestimmtheit wahrnehmen konnte: es war dies eine Violine. Zwar keine Amati-Geige, die in einem Mahagonikasten ruhte, sondern eine solche, wie man sie oft für einige Gulden beim Trödler findet; die Saiten waren abgesehen und verbraucht, die Spannkraft der einfachen Maschinerie schien an Altersschwäche zu leiden, der Bogen war schlaff und unschön, aber es lag kein Stäubchen auf der Violine, und sogar das Kleiderbrett, auf dem sie lag, und an dem sonst kein Faden hing, war sorgfältig gereinigt.

Der Bewohner dieser armseligen Wohnung war der bleiche Jüngling, dessen Bekanntschaft wir bereits gemacht. Es war kein Italiener, seine Wiege stand im fernen Norden, im freiesten Lande Europa's. Das Schicksal hatte ihn früh verschlagen aus der Heimath, und nach längerem Aufenthalte in Deutschland ging er Studirens halber nach Göttingen; was er wirklich studirte, war nur Musik, und zwar die urkräftige, gediegene der deutschen Classiker. Ob der nordisch freie Sinn sich ein Vergehen zu Schulden kommen ließ gegen einen Paragraphen der hannoverschen Verfassung von 1819, ob er zu lebhaft mit der Julirevolution sympathisirte, oder auf seinem träumerischen Gange dem königlichen Commissar unachtsam auf den Fuß trat — man weiß es nicht; genug, er wurde relegirt und wanderte leichten Sinnes durch Deutschland nach Italien.

Bis nach Bologna reichte die kleine Baarschaft, hier zwang der Geldmangel, Halt zu machen. Die Geige,

